

# Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des  
Wiesbadener Tagblatts



17. Jahrgang 1917. 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5 6\*5

Nr. 9.

## In der „goldenen Sonne“

Eine Skizze von Mia Munier-Wroblewska.

(Nachdruck verboten.)

In einer winkligen Gasse des Städtchens Goldingen in Kurland hatten sie ihren kleinen primitiven Laden. Der alte Jsaak Hirschfeld war noch mit dem Packen auf dem Rücken über Land gewandert und hatte auf den Gütern seinen Kleinram feilgeböten, Seife, Zwirn, Haarnadeln, Bonbons und Lackbilder. Sein Sohn Moses hatte es schon weiter gebracht; er fuhr alle Woche Dienstags von Goldingen nach Libau, machte „Kommissionen“ und kehrte am Donnerstag Abend nach Goldingen zurück. Als er sich bei diesen Kommissionsfahrten ein Sümmchen erspart hatte, eröffnete er einen Laden in der kleinen Gasse in einem alten Hause mit einem spitzen Dach und einer uralten Steintafel neben der schmalen Haustür mit dem Klopfer. Auf der Tafel war eine Sonne in den alten grauen Stein gemeißelt und vergoldet. Unter der Sonne stand die Jahreszahl 1652 und ein Spruch, von dem nur die unzusammenhängenden vier Worte noch leserlich waren: Stunde ... Sonne ... Zeit ... Ewigkeit. Nach diesem Sinnbild aus vergangenen Tagen hieß das alte Haus allgemein „Die goldene Sonne“, wiewohl von der Vergoldung nur noch wenig zu sehen war.

In der „goldenen Sonne“ also eröffnete Moses Hirschfeld seinen kleinen Laden und handelte mit Käse, Heringen und den Früchten der Jahreszeit.

Und dann heiratete er ein ganz armes Mädchen, das kein Krongeld mitbekam und sich samt einer alten Mutter mit seiner Hände Arbeit ernährt hatte, indem es von früh bis in die Nacht Kleider genäht hatte. Es war eine Liebesheirat, darum schüttelten viele Leute die Köpfe, aber wer die zarte schwarze Rahel unter dem Trauhimmel sah, der verstand, daß Moses nicht an Geld und Gut gedacht hatte.

Und es lag Segen auf dem kleinen Geschäft in der „goldenen Sonne“. Im engen düsteren Vorderraum verkaufte Moses nach wie vor Heringe, Käse und Zitronen, im größeren zweiten Zimmer aber handelte Frau Rahel mit seidnen Blusen, Promenadenröcken und Gossjacks. Moses fuhr alle Dienstag nach Libau und kam Donnerstag Abends zurück mit neuen Waren und vielen erledigten Kommissionen in Briefen, Paketen und mündlichen Bestellungen.

Es war der „lustige Moses“ und sie die „schöne Rahel“, in der „goldenen Sonne“ hausten sie, hatten ihr bescheidenes, von Jahr zu Jahr ein wenig reichlicheres Auskommen, viel Arbeit und Mühe, drei Kinder und ihre große glückliche Liebe. Als fünf Jahre um waren, hatten sie so viel erspart, daß Moses das alte Haus mit dem spitzen Dach und der Steintafel neben der Haustür bei einer Anzahlung von zweitausend Rubeln erwarb. Nun ge-

hörte es ihnen, und Frau Rahel bat ihren Bruder John, der bei einem Malermeister in die Lehre ging, die alte Sonne im grauen Stein neu zu vergolden. Das tat Leo Funkelstein über Mittag in seiner freien Zeit; es war ein glühend heißer Julitag, die Straße lag totenstill, nur eine große weiße Kage saß auf dem Bretterzaun des Nachbargartens und blinzelte zu dem Buben herüber, der pfeifend auf der Trittleiter stand und den Pinsel mit der Goldbronze über die Strahlen im grauen Stein führte.

Am Mittwoch wurde die Sonne neu vergoldet, Frau Rahel freute sich wie ein Kind auf den Augenblick, an dem Moses Donnerstag Abend aus dem Wagen steigen und die Pracht sehen würde; aber es kam wie so oft im Leben anders: Als Moses unter dem Einwandzelt seines altväterischen Gefährts den Kopf vorstreckte, begriff Frau Rahel sofort, daß er böse Nachrichten aus Libau mitbringe, und er ging an der im Abendrot funkelnden „goldenen Sonne“ vorüber, ohne sie zu beachten.

Am folgenden Abend, als Frau Rahel die Schabbeslichter anzündete, klebten schon die großen Mobilmachungszettel am Nachbarzaun, und Sonntag früh, als Moses die Ladentür öffnete, kam der alte Rathausdiener gerade um die Ecke und rief: „Wißt Ihr es schon, Moses, wir haben Krieg.“

Frau Rahel stand im zweiten Zimmer und bückte weiße Mullblusen; sie vernahm die Worte, — die Hand mit dem Bügeleisen wurde ihr schwer, furchtbar schwer, — es war ihr, als schließe sich ein heißer Reifen um ihre Kehle. Ein seltsames instinktives Ahnen durchfuhr sie beim Klange des fremden Wortes: Krieg. ...

Oktoberregen fiel vom Himmel in grauen Streifen; es dunkelte. Frau Rahel saß am Fenster im großen Zimmer, hielt ihr Jüngstes, den kleinen Philipp, auf den Knien und lauschte angstvoll hinaus auf die dunkle einsame Straße. Am Morgen war die Schreckensnachricht zu ihr gedrungen: Libau wird von deutschen Schiffen beschossen. ... Nie war ein Tag so lang gewesen in Frau Rahels Leben, wie dieser Donnerstag.

Im Hinterzimmer hörte sie ihre alte Mutter mit den beiden kleinen Mädchen reden. Vom nahen Rathaus schlug es sieben. Alles still auf der Straße ... kein Wagen-gerassel.

Frau Rahel betete, betete, wie sie noch nie gebetet, wiewohl sie eine fromme, altgläubige Frau war. Nur der Regen gab ein eintöniges Geräusch, wenn das Wasser von der alten Dachtraufe mit den spuckenden Löwenköpfen herabfiel in die darunterstehende Regentonne.

Es wurde Nacht. Die alte Mutter und die Kinder schliefen, Frau Rahel saß auf der Schwelle vor der schmalen

Haustür neben der „goldenen Sonne“ im grauen Stein, saß und spürte nicht die nasse Kälte, hörte nur den eigenen Herzschlag in der nächtlichen Stille und von Stunde zu Stunde den wohlbekannten Schlag der Rathausuhr. Die Wolken teilten sich, einzelne Sterne schauten hervor. ... Die ersten Hähne krächten durch die graue tote Stille zwischen Mitternacht und Morgendämmern, da klang vom Markt her Wagenrollen, kam näher und näher, kam um die Ecke, — er war es, der alte Wagen mit dem Leinwanddach und den beiden Schimmeln.

Wer kennt es nicht, dieses Übermaß an dankbarer Glückseligkeit, unter dem die Seele stille hält, atemlos, betäubt vor Wonne?

Und die „goldene Sonne“ lächelte, als die beiden engumschlungen wie einst als Brautpaar über die Schwelle der alten Tür mit dem verwitterten Klopfer schritten. ... Ein langer böser Winter voll Leid und Not war vergangen und der Frühling kam wie alle Jahre, fragte nicht um den Nationalitätenhader in der unglücklichen, haßzerissenen Grenzprovinz des morschen Zarenreiches und schenkte seine reichen Gaben gleichermaßen Deutschen und Letten, Russen und Juden. Aber den Bretterzaun des lettischen Bierbrauers in der kleinen krummen Gasse streckten die Kirschbäume ihre weiß-schimmernden Äste, im Hof des alten Rathauses entfaltet vor den Fenstern des deutschen Herrn Stadthaupt (Bürgermeister) die Kastanie ihre Blätterfächer und in Frau Rahels kleinem Gärtchen am Altbach blühten rote Tulpen und dunkelblaue Veilchen.

Frau Rahel stand sinnend zwischen den Beeten; sie war müde und schwach: die ständigen Sorgen der friedlosen Zeit, die heimlichen und offenen Verleumdungen, denen jeder Jude und jeder Deutsche jetzt von lettischer Seite ausgesetzt war, der Druck der ungerechten Regierung, die Furcht vor jeder kommenden Stunde hatten sie müde gemacht, hatten ihr alle Freude an dem Kinde, das sie erwartete, vernichtet und alle Schaffenskraft gelähmt.

Der Bach floss in eiligen kleinen Wellen am Gärtchen vorüber, die Finken schlugen und die Sonne schien warm, aber Frau Rahel fror in der Frühlingshelle, und wie an jenem Julitag, als sie die Worte vernommen: „wir haben Krieg“, war es ihr, als schließe ein heißer Reifen sich um ihre Kehle, erwürgend, erstickend.

Am 22. April russischen Stils fuhr Moses nach Libau, am 24. kam er nicht wieder. Seltsame Gerüchte schwirrten, — Privatpersonen durften nicht nach Libau telefonieren, Telegramme wurden nicht angenommen.

Frau Rahel sprach nicht und schlief nicht. Die alte Mutter mahnte und schalt, aber die junge Frau hörte auf kein verständiges Zureden. Sie besorgte gewissenhaft wie immer den Haushalt, sie bediente die wenigen Kunden, aber sie aß fast nichts und sprach kein Wort.

Der 25. April verging; Frau Rahel zündete die Schabbeslichter an, — sie stand in der dämmrigen Stube und hob die Hände segnend gegen die Flämmchen, ihre Augen blickten leer und unnatürlich groß aus dem weißen starren Gesicht. Es war der erste Schabbesabend seit ihrer Verheiratung, den sie ohne ihren Mann erlebte. Der heilige süße Friede des geweihten Abends kam nicht über die Schwelle neben der „goldenen Sonne“. Frau Rahel sprach das Gebet, segnete die Kinder und hielt mit ihnen und der Mutter das Nachtmahl und schaute starr in die Lichtflammen, bisweilen atmete sie stoßweise und schnell ...

„Hast Du Schmerzen, Rahel?“ frug die Greisin ängstlich. Sie schüttelte stumm den Kopf.

Und wie vor sieben Monaten saß sie Nachts auf der Schwelle und horchte hinaus. Silbern im Mondlicht schimmerten die blühenden Kirschbäume, silbern im Mondlicht blinkte das alte Rathausdach herüber, und die „goldene Sonne“ lächelte freundlich wie seit 300 Jahren in die weiße warme Frühlingnacht.

Schritte und Stimmen klangen durch die nächtliche Stille. Frau Rahel trat ins Haus zurück; eine jüdische Frau durfte in dieser Zeit nicht in einer einsamen Straße vor ihrer Haustür sitzen zur Nachtzeit, ohne den Verdacht

zu erregen, sie könne eine deutsche Spionin sein. Die Herankommenden sprachen lettisch, sehr laut und mit jenem Behagen, mit dem die Letten ihre Sprache handhabten, seit zu Beginn des neuen Jahres die deutsche Sprache verboten worden war.

„Wir werden die Nester schon alle ausheben,“ hörte Frau Rahel eine Männerstimme sagen, „ja, wenn die Juden und die Deutschen hier im Baltenslande nicht wären, dann stünde unser Heer schon vor Berlin. Diese Hunde sind mit ihren Verrätereien Schuld an allen russischen Mißerfolgen. Aber wartet nur, ihr baltischen und jüdischen Brüderchen, wir werden euch schon klein kriegen. Von den hohen Herren Baronen ist schon mancher nach Sibirien geflogen und mit der Judenbande werden wir auch noch abrechnen.“

Die Männer schritten jetzt am Hause vorbei; es waren drei Arbeiter. Einer hatte eine Art geschultert.

„Sieh nur, da ist ja eine deutsche Aufschrift,“ hörte Frau Rahel den Wortführer rufen, „das habe ich nie bemerkt, obwohl wir doch täglich hier vorübergehen, es ist zu toll, daß man diese verdammten deutschen Buchstaben noch immer irgendwo zu sehen kriegt.“

Ein zweiter lachte roh und breit. „Da hast Du eins auf den Kopf,“ schrie er, dann splitterte ein Arthieb in die Stille. — — Gelächter!

Stimmen und Schritte entfernten sich.

In Mondlicht stand Frau Rahel vor der alten Denktafel; der Arthieb hatte die untersten Strahlen der „goldenen Sonne“ und die Worte Zeit — — Stunde — — Sonne — — gespalten, nur das letzte Wort schaute verwittert, doch unberührt in die weiß-silberne Frühlingnacht: Ewigkeit. — — Frau Rahel faltete die Hände, aber sie konnte nicht mehr beten, sie wimmerte leise wie ein Kind.

Am Sabbath in aller Frühe vernahm man fernen Kanonendonner, am Abend kam die Nachricht, Libau sei von den Deutschen besetzt. Da wußte Frau Rahel, daß Moses jetzt nicht zurückkommen könne, und doch saß sie alle Abend auf der Schwelle neben der „goldenen Sonne“, deren Strahlen von dem wilden Querstreifen zerrissen waren, lauschte in die Nacht und wartete, wartete ...

In einem schwülen Maitag, während ein Frühlingsgewitter krachend herniederging, gab Frau Rahel einem Knaben das Leben. Das Kind war klein und jämmerlich, sein winziges Köpfchen hatte etwas Greisenhaftes; es schrie unaufhörlich. Frau Rahel war so schwach, daß sie keinerlei Teilnahme zeigte.

Es war dämmerig in dem kleinen Hinterzimmer, vor dessen Fenstern die roten Blitze sich haschten. In der Vorderstube saßen verchüchtert die drei Kinder, der kleine Philipp weinte, sein leises Weinen wurde übertönt von dem scharfen Schreien des Neugeborenen. Von der Straße klang der Gleichschritt einer vorüberziehenden Patrouille, die Soldaten sangen ein klein-russisches Lied, wild und weh in seinen weiten Mollintervallen. Aber diesen disharmonisch sich mischenden Tönen rollte der Donner groß und star.

Frau Rahel lag still mit weit offenen Augen; seltsam scharf und fremdartig leuchtete ihr weißes schönes Gesicht durch die tiefe lastende Dämmerung. ...

Am übernächsten Tage kam um 5 Uhr Nachmittags der Garadowoi (Polizist) durch die Kadentür und überbrachte den Ausweisungsbefehl. Die alte Mutter begriff nicht, was er wolle, sie verstand nur wenig Russisch. Er trat an Frau Rahels Bett und zeigte ihr das Papier: binnen 12 Stunden mußte die gesamte jüdische Einwohnerschaft die Stadt verlassen.

„Ich kann nicht fort,“ sagte Frau Rahel leise, „ich bin sehr schwach.“

Der Garadowoi zuckte die Achseln. „Ich kann es nicht ändern,“ sagte er, „ich habe den Befehl nicht erlassen, ich habe ihn nur zu übermitteln. Unterscheiden Sie, — hier!“

„Ich kann nicht fort,“ wiederholte Frau Rahel, sie zitterte an allen Gliedern, „Sie sehen doch, daß ich nicht reisen kann.“

Der Garadawoi wendet den Kopf zur Seite. „Glauben Sie, daß es mir Vergnügen macht, dies Papier in alle Häuser zu tragen? Was wollen Sie von mir? Ich sage ja, ich kann es nicht ändern. Wenn Sie nicht in 12 Stunden fort sind, werden Sie verhaftet, wahrscheinlich bekommen Sie lebenslängliche Zwangsarbeit in Sibirien.“

Frau Rahel setzte ihren Namen unter den Befehl, der Garadawoi ging. „Was ist's, Rahle, was sollen wir?“ fragte die Alte angstvoll.

Frau Rahel lächelte seltsam. „Wir gehen auf eine große Reise, Mutter, wir werden Moses finden. Pack die Kleider der Kinder, schnell, Mutter, schnell, es eilt. Der Moses wartet.“

Eine Nachbarfrau kam durch den Laden gestürzt, klagend und weinend. Da verstand die Alte, worum es sich handelte und begann mit wankenden Knien und zitternden Händen die notwendigen Dinge zusammenzutragen. Die kleinen Mädchen halfen und freuten sich, daß sie ausfahren sollten, das Neugeborene schrie unaufhörlich grell und scharf. Frau Rahel lag still und lächelte wunderbarlich. . . .

Vor vielen, vielen Haustüren der kleinen Stadt standen in dieser hellen warmen Maiennacht Reisewagen, — in vielen, vielen Häusern schimmerte Licht bis über Mitternacht, viele, viele Tränen wurden geweint und vor Sonnenaufgang verließen viele, viele dunkle Gestalten ihr verödetes Heim. . . .

„Kannst Du gehen, Rahl, stütze Dich auf mich,“ schluchzte die Greisin. Frau Rahel hielt sich am Bettpfosten. „Ich muß zu ihm gehen, ich muß, ich muß,“ sagte sie eilig, preßte die Lippen hart aufeinander, drückte das schreiende Kind an die Brust und verließ die kleine Hinterstube, in der sie fünf Jahre voll Glück mit ihrem Moses geteilt hatte.

Der Nachbar hatte den Frauen mit vieler Mühe ein Fuhrwerk besorgt, einen kleinen stoßenden Bauernwagen mit einem Strohsack als Sitz. Frau Rahel klagte nicht und weinte nicht, sie sah nicht zurück auf ihren bescheidenen Hausrat, auf die Schränke voller Blusen, Promenadenröcke und Gelfjacken, auch nicht auf die kleine Couchbank in Moses Verkaufsraum. Als Letzte überschritt sie hinter der Mutter und den Kindern ihres Hauses Schwelle und verschloß eigenhändig die schmale Tür mit dem alten Klopfer. Während die Greisin mit des Bauers Hilfe die Kinder in den Wagen hob, trat Frau Rahel vor die Stein tafel in der Wand. Mit der Rechten hielt sie das Kind und den Hausschlüssel, mit der Linken strich sie behutsam über die zersplitterten Strahlen der „goldenen Sonne“. Sie lächelte dabei, dann murmelte sie eilig: „Warte nur, wir kommen wieder, der Moses kommt auch. Die Sonne ist entzwei, die Zeit ist entzwei, die Stunden sind zerschmettert, aber die Ewigkeit wartet auf uns, die Ewigkeit, die Ewigkeit.“

Vom Rathaus schlug es halbdrei, über den Dächern begann der Himmel sich zu färben, die Häuser in der kleinen krummen Gasse schauten mit den geschlossenen Fensterläden aus wie Cote mit geschlossenen Augen. . . . Frau Rahel stieg auf den Wagen, der Bauer ließ die Peitsche auf des dürftigen Pferdchens Rücken fallen, — durch die kühle weiße Stille vor Sonnenaufgang klang das Rattern der Räder auf dem holprigen Pflaster und das grelle Schreien des Kindes mit dem faltigen blautoten Greisenköpfchen. . . .

Viele, viele Gefährte belebten in dieser Frühlingsnacht die Landstraße, die von Goldingen nach Stenden führt. Es gab keinen andern Weg, um nach Riga zu gelangen, seit Libau von den Deutschen besetzt war, und über Riga war den Juden befohlen, weiter nach Osten zu ziehen. Also bewegte sich ein endloser Zug über die weiße staubige Landstraße und durch die großen einsamen Wälder vor Stenden: sie zogen zu Wagen und zu Fuß.

Greise, Weiber und Kinder, mit Koffern, Körben und armseligen Bündeln, alle heimatlos, rechtslos, Bettlern gleich. — — —

Auf halbem Wege zwischen Goldingen und Stenden machte der Bauer Halt und sagte, er werde sein Pferd eine Stunde ruhen lassen und füttern. Vor dem kleinen primitiven Gasthaus an der Landstraße standen schon unzählige Fuhrwerke. Die drei Kinder schliefen, die Großmutter hatte den ganzen Weg leise geklagt und geweint, jetzt fielen auch ihr die müden alten Augen zu. Der Bauer band dem Pferdchen einen Sack mit Hafer vor und ging ins Wirtshaus.

Frau Rahel stieg leise vom Wagen; das Kind in ihrem Arm war seit einer Stunde verstummt, sie drückte es fest an ihre Brust und huschte mit seltsam scheuen Bewegungen zwischen den Fuhrwerken hindurch.

Auf dem kleinen Bauernwagen hoßte die schlummernde Greisin, krampfhaft fest hielt sie mit den weichen Fingern den Griff des Reiseforbis, der ihre ganze Habe barg. In eine Decke gehüllt lagen zu ihren Füßen die friedlich schlummernden Kinder.

Sackerndes Hühnervolk tummelte sich zwischen den Fuhrwerken, das Morgenlicht ruhte rein und jung über dem wirren, wehen Bilde.

Dem Wirtshaus gegenüber lag ein Kirchlein, verlassen, verödet, seit die deutschen Gottesdienste verboten waren. Aber die niedrige Einfassungsmauer wogten reichblühende Gliederbüsche, taunasses hohes Gras umwucherte den stillen Platz. . . .

Der Bauer kam zurück. „He, Alte, wo ist Eure Tochter, wir wollen weiterfahren.“

Verwirrt riß die Greisin die Augen auf. „Rahle,“ rief sie angstvoll, „komm, wir müssen weiterfahren.“

Aber Frau Rahel kam nicht. Die Alte fing an zu zittern und zu weinen; es kamen Leute von allen Seiten, trösteten sie und versprachen, Frau Rahel zu holen. Die Kinder schliefen unbekümmert ihren holden, tiefen Kinderschlaf. Die Alte kletterte mühsam herab und rufend begab sich die ganze Schar auf die Suche.

„Da, da ist sie,“ rief ein junges Mädchen, „dort an der Kirchenmauer.“ — — — Im Schatten der Gliederbüsche kniete Frau Rahel und scharpte mit den bloßen Händen in der Erde. „Rahle,“ schrie die Greisin, „was tust Du, meine Tochter, komm zurück.“

Frau Rahel blickte nicht auf, emsig grub sie ein Loch in die morgenfeuchte Erde. Alle eilten näher. Nun umstanden sie die junge Frau, neben der im nassen Grase das tote kleine Kind lag, Taupfropfen im faltigen, aschgrau gewordenen Gesichtlein. Frau Rahel aber murmelte geschäftig: „Ich grabe, ich grabe für alle Soldaten und für meine gestorbene Hoffnung, — deutsche Soldaten, russische Soldaten, lettische Soldaten und unsere Leute, — die Sonne ist entzwei, aber Moses wird kommen, ich muß ihm nur entgegengehen, ich bin sehr müde, ich weiß nicht, wie weit ich noch gehen kann, die Hoffnung ist kalt und tot, und es ist still, — hört ihr, wie still. . . . Aber die Sonne scheint wieder, . . . war sie nicht entzwei? . . . Wir werden wieder in der „goldenen Sonne“ wohnen,“ — sie sah auf, aber ihr irrer Blick faßte die vielen Menschen an der Kirchenmauer nicht, sie lächelte glücklich. „Komm, Moses, wir gehen in die „goldene Sonne“. — — —

Die Greisin umklammerte sie schluchzend. „Rahle, Rahle, sie ist im Fieber,“ jammerte sie.

Aber es war nicht das Fieber, es war ein göttiger Schleier, der den Geist der schönen Rahel umhüllt hatte, und ihr barmherzig erspart hatte, das Leid und die Not zu empfinden, die ihrer und der Glaubensgenossen noch harteten.

„Wir werden Euch beistehen, wir werden Euch und die Kinder nicht verlassen,“ sprach zu der zitternden Greisin ein alter vermöglicher Jude, und eine Träne rollte in seinen grauen Bart.

In bangem Schweigen, geschüttelt von den Schauern eigener Not und des unermesslichen Abgrundes von Leid und Haß der Zeit umstanden die heimatlosen Verbannten

Frau Rahel, die sanft und glücklich lächelnd ihrem toten Kinde das Grab grub.

Der alte Jude aber faltete die Hände und sprach die tiefen Worte aus dem Heiligen Buche: „Darum lobe ich die Toten, die schon gestorben sind, mehr als die Lebendigen, die noch das Leben haben.“

Die Greisin weinte kindlich, Frau Rahel murmelte von der „goldenen Sonne“ und vom Moses, — der Morgenwind fuhr schauernd über die Fliederbüsche und streute welcke, früh verblühte Blüten niederwärts, die deckten sanft das kummervolle Greisengesichtlein des toten Kindes zu.

\* \* \*

In einem der Außenforts von Libau standen um dieselbe Stunde zwei deutsche Soldaten. „Wer mag hier

begraben liegen?“ fragte der Eine und deutete auf zwei flüchtig aufgeworfene Hügel im weißen Sande.

Der andere blickte ernst über das dürftige Strandgras hinüber zum Meer, das in der Morgensonne silbern glitzerte. „Ich war dabei, als wir hier zwei erschossene Juden fanden am Tage nach dem Einmarsch,“ sagte er nach einer Weile, „die Russen haben sie für Spione gehalten, erzählte ein Fischer, und haben sie erschossen, eine Stunde, bevor unser Feuer von der Seeseite begann.“

Dann schwiegen die Soldaten. Der Seewind lief über das dürre Strandgras und die Silberdisteln im weißen Uferstrand.

In die große, feierliche Morgenstille klang nur der Schrei der silberschwingigen Möven über dem weiten, glitzernden Wasser. . . .



## Sommer.

Alle Hecken voll Rosen,  
Alle Felder voll Gold,  
Und die Luft voller Linden —  
Heute muß ich dich finden,  
Herzmädel hold!

Heute möcht' ich dich tragen  
In mein Waldschloß hinein!  
Tausend Vögel dir singen;  
Silberquellen dir springen,  
Königin fein!

Heute laß ich dich nimmer;  
Heute wirst du noch mein!  
In der Waldhütte draußen,  
Wo die Kobolde hausen,  
Soll Hochzeit sein!

E. R.



## Goethe und die „Frauenkleidung“

Eine Modeplauderei von **Beinz Amelung**.

(Nachdruck verboten.)

Goethes Großvater väterlicherseits war seines Zeichens Schneider und ließ es sich angelegen sein, vor allem den Damen der alten Stadt am Main seine Kunst zu widmen. Er wird als geschickt, geschäftsgewandt und talentvoll gerühmt. Seine beiden Frauen waren Schneiderstöchter, und da ist es wohl kein Wunder, wenn es in dem Enkel dieser Ahnen von der Nadel und der Schere „so hin und wieder spukt“. Es ist nicht uninteressant, Goethes Briefe und Tagebücher, ja auch seine Werke einmal daraufhin anzusehen, und man wird erstaunt sein, wieviel der große Dichter sich mit Frauenputz und Mode beschäftigt hat.

Mag er wie ein Faust spöttelnd sagen: „Allerlei gefärbten Schnitzeln Ward symmetrisch Recht getan; Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln, Doch das Ganze zieht euch an“, oder seinem Freund Kestner in Wehlar scherzend erzählen, daß er seinen Freundinnen zum Ball Hofendienst geleistet und der einen „aus der Fülle ihres Reichthums eine Chigarette von Juwelen und Federn zusammengestuzt und sie herrlich geziert“ habe — immer hat man die Empfindung, daß er mehr von der Sache versteht, als es sonst die Herren der Schöpfung zu tun pflegen. Puder, Schminke, falsche Locken betören ihn nicht wie so viele seines Geschlechts. Er sieht durch alle Kunst hindurch die Wirklichkeit. In einen geradezu wilden Zorn kann er geraten, wenn alle aufgewandte Mühe, die man so handgreiflich sieht, die ganze Erscheinung noch verschlechtert, statt verbessert hat, oder wenn der kostbare Putz von der Trägerin durch einen plumpen Gang oder durch eine rohe Sprache um alle Wirkung gebracht wird. Es ist ihm völlig unfassbar, daß die Frauen es nicht selbst sehen, wie sie sich selbst verunstalten, wenn sie Kleider und Hüte blindlings tragen, nur weil die Mode diese oder jene Art vorschreibt. Voll Grimm sagt er von jenen: „Die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu, sich zu putzen, und die andere Hälfte, sich geputzt sehen zu lassen.“ Ihr hohles, immer mit sich selbst beschäftigtes Wesen ist ihm zuwider. Frauen, die sich mit Putz überladen und in Frisuren und Modellkünsten wetteifern, überschüttet er schon als junger Mensch mit Hohn und Spott. Käthchen Schönkopf, Friederike von Sesenheim, Charlotte Buff, denen der junge Goethe sich in Liebe zuneigte, glänzten nicht durch prunkenden Putz nach der allerneuesten Mode. Von

Friederike wissen wir sogar, daß sie es liebte, in elsässischer Volkstracht zu gehen, und von Charlotte Buff rühmt Goethe, daß sie sich bescheiden und sparsam putze.

Nun ist der aus dem reichen Frankfurt stammende, in Leipzig, dem damaligen „Klein-Paris“, und Straßburg studierende Dichter gewiß kein Philister gewesen, der alle Eleganz verworfen hätte. Im Gegenteil, die Frauen sollten schön sein, aber sie sollten diese natürliche Schönheit nicht durch einen Anzug verderben, der ihrer Eigenart nicht entsprach. In den Wahlverwandtschaften findet sich der Satz: „Frauen sollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen, jede nach eigener Art und Weise, damit eine jede fühlen lernt, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme.“ Das ist, wie man aus zahlreichen Äußerungen über die Frauenkleidung liest, auch die Meinung des Dichters. Sein Künstlerange liebt es, die Frauen schön und anmutig zu sehen, und gern stellt er sich die Abwesenden in den Kleidern vor, die er am meisten an ihnen liebte. So schreibt er von Frankfurt an Kottens Bräutigam in Wehlar: „Manchmal steigt mir ein Zweifel auf, und ich denke mir Kotten im Panier, wie sie alle sind — doch bald fällt sie mir wieder im blaugestreiften Nachtjack ein, und ihrer Ingenuen-Güte, die sie allein hat.“ Mit viel Geschick und großer Sachkenntnis kauft er Kleider und Schmuck für seine Freundinnen.

Man wundert sich darüber, woher er die bei einem Mann außerordentliche Fertigkeit in solchen Dingen besitzt. Es muß neben seinem großen Schönheitssinn auch das Erbe des Ahnen sein, das ihn hierzu befähigt. Der Dichter kennt jede Stoffart, weiß auch genau, wieviel Ellen zu dem oder jenem Kleidungsstück notwendig sind, selbst wenn ihm von den zerstreuten Damen andere Angaben gemacht wurden. Kottens Bruder schreibt er einmal auf eine solche Bestellung: „Nun begriff ich nicht, was sie mit drey viertel Ellen machen will. Sollens aber drey Ellen und ein viertel seyn (3¼) so ist's was anders.“ Ein andermal glaubt er, daß die inzwischen mit Kestner verheiratete Geliebte ein Negligé brauche: „Und da ich über diesen wichtigen Punkt nachdachte, sprach ich zu mir selbst: Sie geht gern in weiß, alles Nesseltuch ist verbannt im Winter, außer gesteppt, und da sieht sie zu altmütterlich drinn aus usw. Hierauf trat die vorsichtige Göttin

der Mode zu mir und überreichte mir beykommendes Zeug, das außer der Dauer alle Qualitäten hat. Es ist Nessel-tuch, hat also alle dessen Tugenden, die Atlasstreifen machen es zur Wintertracht, kurz und gut, zum Schneider mit, daß der aber sein säuberlich verfähre. Es darf mit keiner andern Farbe als weiß gefüttert werden, die ich gesehen habe, hatten weiß Leinwand drunter". Glaubst man nicht einen Fachmann zu hören?

Für Frau von Stein besorgt er Schuhe, wie sie ihm für sie richtig dünken, und erfreut sie mit allen möglichen Dingen, mit denen die Frauen sich gern schmücken. In seinen Briefen an Christiane ist viel von Frauenputz und Mode die Rede. Sobald er bei seinen Reisen in eine größere Stadt kommt, schickt er ihr irgend etwas Neues. Sehr hübsch weiß er stets diese Päckchen oder „Judenfrämchen“, wie er sie scherzend nennt, mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen, sodas sein Christelchen mehr wie einmal vor Spannung ganz närrisch wird. Sogar aus dem Feldzug 1792 schickt er schöne Stoffe und Spitzen, bittet aber, die letzteren ja nicht zu zerschneiden, da sie zu kostbar seien. Aus Frankfurt verschreibt er ihr Stoff für einen Rock und Caraco (eine Art Spenzer) und fügt in einer Nachschrift hinzu: „Es sind fünf Blätter zum Rock und ein Blatt zum Caraco, von dem die grünen Streifen abgeschnitten und aufgarniert werden. Wenn Du Dir's machen lässest, so frage jemand, der es versteht.“ Ein andern Mal schickt er „genähten Musselin von besonderer Schönheit“ und „Halstücher mit allerlei Kanten.“ Auch für sich hat er kleine Halstücher gekauft. „Da sie aber auch um den Kopf artig stehen“, fürchtet er, daß Christiane sie ihm „wegtrapseln“ wird. Aus Karlsbad kommen echte Granaten, bunte Glasachen für die Tafel und herrliche Stoffe und Spitzen. Einmal trifft auch mit der fahrenden

Post ein so vornehmer vierkantiger Schal ein, daß Christiane und die Schwester vor Entzücken in solches Jubelgeschrei ausbrechen, daß August, der den Empfang quittieren soll, ernstlich um Ruhe bitten muß. „Dabei bleibt mein Hauptspas, allerlei für Dich auszudenken“, heißt es in einem Brief Goethes aus demselben Badeort. Man könnte heute noch neidisch werden, wenn man liest: „Auch ein hübsches Seidenkleid habe ich Dir angeschafft, ein Zeug, den sie Levantine nennen, königsblau, eine Farbe, die jetzt viel getragen wird. Es werden Kleider daraus gemacht, ohne Schleppe, wie eine Art Pelesche, womit man aber überall hingehet, wenn man sich nicht ausdrücklich pudgen will.“ Dann fragt er wieder an: „Schreibe mir ja, wie das schwarzseidene Kleid geraten ist, und wann Du es zum ersten Mal angehabt hast.“ Mit dem Wunsche, „daß es zu einem Sonntag-Dejeuner ankommen möge“, sendet er „ein Häubchen mit aufgestecktem Tuche,“ und so fort. Man glaubt es gern, wenn die kleine Frau ihrem „allersüperbsten Schatz“ in ihrer drolligen Art immer wieder versichert, daß sie „für Freuden ganz außer sich in der Stube herumgehupft sei.“

Auch um die Toiletten der Schauspielerinnen kümmert sich der Theaterdirektor Goethe eingehend. Er schreibt an Christiane: „Zu dem neuen Maskenstück ist durch Herrn von Einsiedels Verwendung von Hof her ein prächtiges Kleid für die Elstermann angekommen, weiße Krepp mit guten Silberfäden, Zickzack gestickt, sodas es von weitem wie Jindel aussieht, nur viel blendender. Wir haben es ihr gestern nach Tische angezogen, und sie hätte sich garnicht wieder auskleiden mögen.“

Selbst an solchen Frauen also, die nach Ansicht vieler klugen Leute der Beachtung nicht wert sind, ging der große Goethe, dieser universelle Geist, nicht vorüber.

## Eine Frauenreise im Kriegsgebiet der Ostfront.

Von unserer Sonderberichterstatlerin.

(Nachdruck verboten.)

### I.

**F**rauen an der Front? Nun ganz so weit sind wir nicht gekommen, wir sechs Schriftstellerinnen, denen die hohe Auszeichnung wurde, in einer allen Teilnehmern unvergeßlichen Rundreise die Wohlfruchtseinrichtungen im Kriegsgebiet „Ober-Ost“, einen Teil seiner militärischen und wirtschaftlichen Maßnahmen kennen zu lernen und Einblick zu gewinnen in die fremdartige Kultur der besetzten Gebiete des Ostens.

Verantwortungsgefühl und die berechnete Rücksichtnahme auf unsere Feldgrauen, die unbekannt mit den ersten Gesichtspunkten, die diese Reise veranlaßten, unser Erscheinen in den vordersten Gräben als Sensationslust und Neugier hätten deuten können, hielten uns von der ersten Linie fern. Aber fünf Kilometer von der Front entfernt, sandten wir, auf einer Anhöhe stehend, im Namen gleichsam der ungezählten deutschen Frauen, die ihre Angehörigen im Felde wissen, aus tiefstem Herzen unsere Grüße hinüber zu der feinen, kaum sichtbaren Linie, die sich durch Feld und Wald, über Anhöhen und Senkungen zog, in der die Männer und Söhne Deutschlands treue Wacht im Osten halten.

Jenseits des Tales die russischen Linien. Über ihnen die unsörmige Gestalt des feindlichen Fesselballons. Dumpfes Rollen der Geschütze. Um uns aber die herbe Schönheit des Vorfrühlings, sprießendes Gras, in das der Lenz die ersten schüchternen Blüten gewebt, schwellende Knospen im deckenden Gesträuch der Unterstände, Sonnenschein und jubelnder Lerchenschlag.

Ein Sonntagmorgen war es, voll großer, in sich gegensätzlicher Eindrücke, die mir unvergeßlich bleiben werden. Eine Fülle äußeren und inneren Erlebens, wie sie uns nur selten auf den Höhepunkten des Lebens zuteil wird, drängte sich in jenen feiertagsstunden zusammen, in denen

sich Kanonendonner, Vogelstimmen, das Rauschen des Frühlingwindes und der markige Gesang unserer Feldgrauen zu einer Sinfonie von seltsam eindringlicher Gewalt vereinten.

In Wilna trat uns zunächst das Judenviertel entgegen: In den engen Gassen der Judenstadt zerklümpfte, schmucklose Gestalten, aber von so charakteristischer Eigenart in Gesichtsschnitt und Kleidung, daß wir die Aufnahmefähigkeit des Auges und des Geistes gern verdoppelt hätten. An den Türen der niedrigen, schmucklosen, zum Teil baufälligen Häuser Männergestalten mit scharf geschnittenen Zügen, langem Haar und Bart — von einer Prägung, wie sie vor Jahrtausenden durch Jerusalem geschritten sein mögen, Frauen, die das schwere Kopftuch unter dem Kinn zusammenhielten mit einer Gebärde, in der noch nach Jahrhunderten sich die Begrenztheit und Abhängigkeit orientalischen Frauenlebens ausdrückte, aber auch die unbewußte Ahnung der Südländerin, in der weichen, lässigen Bewegung der Hände, Kinder mit dunklen, schweremühtigen Augen, zum Teil von seltener Schönheit . . .

Noch oft sind uns diese Typen entgegengetreten in den jüdischen Volksküchen, in denen die Ärmsten der Armen von unserer Verwaltung und ihren Glaubensangehörigen gespeist werden, in der rituellen Judenschule Nowagrodzks, in Bazaren und in engen Verkaufsläden. Immer wieder bot sich das gleiche Bild eines in seiner äußeren Lebenshaltung herabgekommenen Volkes, in dem trotz aller Bedrücktheit sittliche Triebkräfte, die unsere Achtung verlangen, und ein zäher Wille zum Aufstieg lebendig sind.

Die Teilnehmer unserer „Frauenreise“, wie die amtliche Bezeichnung lautete, atmeten auf, als nach diesem, leider nur kurzen Aufenthalt in Wilna, der die Besichtigung der neueren und schöneren Stadtteile, sowie der von den Deutschen getroffenen Einrichtungen nicht erlaubte, uns an unserem ersten Reiseziel Lida wiederum deutschen Geist,

deutsche Ordnung und Sauberkeit und die herzliche Liebenswürdigkeit unserer militärischen Gastgeber umfing. Was Organisationskraft und weitschauende gesundheitliche Fürsorge, Fleiß und Anpassungsfähigkeit hier geschaffen, konnten wir unter liebenswürdigster Führung in einer Reihe hochinteressanter Besichtigungen feststellen.

Seitewär und militärische Waschanstalt, das berühmte „Laisoleum“ mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Wer verläßt dies Gehäule, hat verloren alle Läuse“, ebenso wie die Druckerei und Schriftleitung der vorzüglich geleiteter Zeitung „Die Wacht im Osten“, deren mit Steinzeichnungen illustrierte Beilagen mit zu den besten gehören, die mir bekannt sind, zeigten die Fürsorge der Militärbehörde auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ebenso die Verpflegungsanstalt für durchreisende Soldaten, in denen in sparsamster Weise für die Verwendung der Abfälle, durch Fettfänger, Sammeln des Kaffeesatzes für Futterwecke und ähnliches gesorgt war. Bei allen diesen und den später in anderen Orten und Städten gesehene Einrichtungen überraschte immer wieder, wie unter den ungünstigsten Umständen und mit den einfachsten Mitteln aus der Verwahrlosung polnisch-jüdischer Häuser wahre Musteranstalten geschaffen worden sind.

„Alles ist selbstgefertigt“, wurde mit berechtigtem Stolz gesagt, vom modernen Lampenschirm im Offizierskasino, mit „echten“ Glasfenstern aus Seidenpapier, von den Gleitstangen der Feuerwehr, die ehemals Brunnenrohre waren, von einfachen Nutzbauten und Zimmereinrichtungen, bis zu künstlerischem Wandschmuck, schönem Schnitzwerk und dem elektrischen Lichtbad eines großen Lazarettes in B. Wie Robinson auf seiner Insel haben hier unsere Feldgrauen aller Grade es verstanden, aus scheinbar Wertlosem nicht nur die notwendigen Gebrauchsgegenstände zu verfertigen, sondern auch jene Behaglichkeit um sich zu verbreiten, deren sie zur Entspannung ihrer Nerven bedürfen, zum Ausruhen nach schwerer Tagesarbeit oder nach der Erregung des Kampfes. Ob es im Operationsgebiet eine Mannschaftsstube, ein Unterstand nahe an der Front, ein Soldatenheim oder ein Lazaretttraum war, immer wieder begegneten wir diesem Sinn für Schönheit und Wohnlichkeit, aber auch der treuen Anhänglichkeit an die Heimat. Mit Tannengrün umkränzt nahmen die Bilder von Frau und Kindern den Ehrenplatz über dem Bette oder dem Holztischchen des Bewohners ein, das Bild des Kaisers und das Hindenburgs fehlten nie; in der kleinen Kammer eines Soldaten war der Feldherr sogar in fünf verschiedenen Aufnahmen zu bewundern. Kam man in ein Gespräch mit einem der Leute, so konnte man sicher sein, daß es sich zuerst auf die Verhältnisse in der Heimat, auf die Frau und die Kinder des Mannes lenkte und man fühlte, wie es diesen kraftvollen blauäugigen Männern wohlthat, zu einer Frau von ihren Lieben zu sprechen und ihr die Familienbilder zeigen zu dürfen.

Was Kameradschaft tun kann, um das Leben im Operations- und Etappengebiet, den Verhältnissen entsprechend, angenehm zu gestalten, geschieht in freundlichster Weise, und auch für Unterhaltung ist durch den mit Recht so beliebten „Kientopp“, durch Theater und musikalische Vorträge Sorge getragen.

Segensreich wirken in dieser Beziehung auch die, von Militärbehörden und Wohlfahrtsvereinen errichteten Soldatenheime. In besonders lieber Erinnerung steht mir das Soldatenheim in B., vom Frauenverein in Gotha gegründet. Zehn Kilometer von der Front am Waldesrand gelegen, sind die „Drei Häuser“ das Ziel von täglich vielen Hunderten von Soldaten, die von und zum nahen Bahnhof strömen oder in den dienstlichen Einrichtungen der militärischen Siedlung beschäftigt sind. Eine Gruppe schmucker, niedriger Holzbauten ist hier entstanden, von hellleuchtenden Birkenzäunen umbegt, mit Garten, Taube und Kuhställen. So recht freundlich und einladend heben sich die Gebäude von dem dunkelgrünen Hintergrund ab, aus den kleinen Fenstern wehen lustig rotbunte Gardinen im Frühlingss-

wind, und die Blumenkästen waren schon bereit, um demnächst mit blühenden Pflanzen gefüllt zu werden. Schlicht und einfach ist die Einrichtung, durchaus kriegsgemäß, wie ein Heim so nahe an der Kampflinie es verlangt, und doch voll so warmer Behaglichkeit, die von den liebenswürdigen, mit heiterer Güte ihres Amtes waltenden Schwestern ausstrahlend sich in alle Ecken der Bäume verbreitet.

Den „Heldenkeller“ der Schwestern, den bombensicheren Unterstand gegen feindliche Fliegergrüße und Granaten, mußten wir besichtigen, der zoologische Garten, die Ziegen und Zicklein, Schweine und Hühner wurden bewundert, vor allem aber die rastlose Arbeit, die hier geleistet wird. Nicht weniger als 250 Kommissbrote werden täglich in Schmitteln ausgegeben, außerdem warme Mahlzeiten und Getränke und ein kleiner Laden sorgt dafür, daß auch Rauchwerk, Schokolade und allerlei Gebrauchsgegenstände von den Gästen erstanden werden können.

Noch so manches andere Soldatenheim durften wir besuchen, in alten Klöstern eingerichtet, in stattlichen, an verkehrsreichen Punkten gelegenen städtischen Bürgerhäusern, oder wie am Bahnhof in U. in einer Reihe von Baracken. Überall das gleiche Bemühen, es unseren Feldgrauen so wohllich und angenehm wie möglich zu machen. An den Wänden lustige Malereien oder wie in U. G. noch der festlichmüde der Ostertage, große gemalte bunte Eier, von Tannengrün umrahmt. In den Schreibzimmern wurden oifrig Briefe und Postkarten geschrieben, in den Leserräumen fanden wir eine reiche Auswahl guter Zeitschriften, Bücher und Landkarten, die die Spuren fleißiger Benutzung trugen. — Warum ich gerade hiervon schreibe und nicht von den an sich größeren Eindrücken der Landschaft, der Bauten, des Volkslebens dieser in Deutschland noch so wenig bekannten Orte? Weil es mir erste Pflicht erscheint, den Frauen und Müttern daheim ein Bild zu geben von dem Leben ihrer Angehörigen, draußen im Kriegsgebiet des Ostens, — ihnen zu sagen, daß, soweit es die Verhältnisse erlauben, alles geschieht, um sie vor gesundheitlichen Gefahren zu schützen und ihnen auch geistige Anregung und freundliche Unterhaltung zu vermitteln.

Auch durch manches Lazarett bin ich gegangen, die Verwundeten- und Krankenfürsorge habe ich, von der Verbandstation, dem Feldlazarett bis zu den großzügig angelegten und verwalteten Lazaretten eines bekannten Etappenortes kennen lernen dürfen, die tapferen Sanitätshunde sah ich an der Arbeit, durch Genesungsheime, die unter dutzenden Tannen gelegen, bin ich geschritten, die Seuchenanlagen von E. durfte ich sehen, in denen gottlob die Häuser leer standen und nur ein einziger Knabe an Pocken krank lag, die Bade- und Entlausungseinrichtungen für die Eingeborenen und was es noch sonst an sanitären Vorbeugungsmaßnahmen gibt.

Tiefe Bewunderung erfüllt mich, uns Alle, für die Organisationskraft, die diese mustergültigen Einrichtungen geschaffen, die der schrecklichen Seuchengefahr Einhalt gebot und gleichzeitig eine Verwundeten- und Krankenfürsorge ins Leben rief, die für alle Zeiten ein goldenes Ehrenblatt dieses Krieges wird.

Das Gleiche läßt sich von den wirtschaftlichen Einrichtungen sagen, dem Schulwesen und den Wohlfahrts-einrichtungen für die Bevölkerung, Gebieten, die an dieser Stelle nur gestreift werden können und eingehender Behandlung bedürfen. Erwähnt sei nur, daß man in Ober-Ost wohl darauf bedacht ist, die Heimat mit allerlei guten und wohlschmeckenden Dingen zu versorgen. Das Hausfrauenherz freute sich beim Anblick der köstlichen Butter, der Eier und Marmeladen, die, soweit sie nicht zur rationierten Beköstigung der Truppen zu dienen haben, den Städten Deutschlands zugeführt werden. — Dies nur aus der Fülle der Eindrücke eine knappe und skizzenhafte Auslese, winzige Steinchen eines Mosaikbildes von so unerhörter Wirkung, daß Bände geschrieben werden müßten, um allen Einzelheiten gerecht zu werden.

(Zensiert Berlin.)

Emma Stropp.

## Der trockene Fisch.\*)

Von Richard Rief, München.

(Nachdruck verboten.)

Das Buch, aus dem die deutsche Jugend die Grammatik des Erbfeindes lernt, heißt Ploetz. Es gibt einen „großen“ Ploetz und einen „kleinen“ Ploetz. Und es gibt einen Ploetz für Knaben und einen Ploetz für Mädchen. In dem einen sind wahrscheinlich mehr männliche, in dem anderen mehr weibliche Vokabeln zu lernen. Und schließlich gibt es einen Ploetz für Gymnasien und einen für Realschulen.

Als Schüler der Gymnasial-Quarta b hatte ich natürlich den kleinen Ploetz für Gymnasien männlichen Geschlechtes. Ich bin ihm dankbar, diesem französischen Buche. Es lehrte mich nicht nur die Geheimnisse der Declination: la table, de la table, à la table usw., er erzählte auch von allerhand interessanten und ergötzlichen Dingen und schließlich gab es auch manch nützliche Lebensregel, die wir ins französische überetzen mußten. Diese Texte, Übungssätze genannt, bildeten den ersten Teil des Buches. Sie dienten der Anwendung jener verschiedenen Vokabeln, die im zweiten Teile, zu Lektionen gebündelt, des lernenden Schülers harften. Man muß sich das vorstellen: Lernte man im zweiten Teile: la table = der Tisch, la soeur = die Schwester, l'ami = der Freund, l'ennemi = der Feind, so gab es sicher in der analogen Lektion des ersten Teils einen Satz, der hieß: Die Schwester des Feindes hat den Tisch des Freundes. Woher die feindliche Schwester den befreundeten Tisch hatte, das erfuhr man nicht; man nahm jedoch willig die Tatsache des Besitzwechsels hin.

Diese Übungssätze mußten wir auswendig lernen. Dr. Schniedtchen hatte so seine eigene Pädagogik. Seit er einmal durch die französische Schweiz gefahren war, hielt er sehr auf gute Aussprache, und er meinte, daß wir uns nur dann eifriger mit den Feinheiten des französischen Wohlklang befassen könnten, wenn uns das „Rohgerüst der Vokabel in Fleisch und Blut übergegangen wäre“. Das waren seine eigenen Worte. O, Herr Schniedtchen kannte seine Quartaner! Und so lernten wir denn alles auswendig: die Schwester des Feindes hat den Tisch des Freundes, — die Frauen der Könige geben den Söhnen des Freundes das Leben der Feinde. Alles. Und wir haben uns nie etwas dabei gedacht. Das war gut so, — bis wir eines schönen Tages zu Lektion 12 kamen. Und hier lernten wir: le poisson = der Fisch, la boisson — das Getränk, le poison = das Gift.

Es war eine Freude, den Schniedtchen diese ähnlich klingenden Worte vokal unterscheiden zu hören. Und lustig zu sehen war es auch. Denn beim „o“ machte er ein zu schnutiges Mäulchen, um beim „a“ die Wangen auseinanderzureißen, als wollte er seine eigenen Ohren bedecken. Diese Worte zu sprechen, schien auch dem Schniedtchen Vergnügen zu bereiten. Denn er tat es mehrmals, zwei Stunden hindurch. In dem Übungsteile zu Lektion 12 aber stand ein genialer Satz; ein Satz, der auf die kürzeste Weise die drei gleich lautenden Worte vereinigte. Und er lautete:

Poisson sans boisson est poison: Fisch ohne Getränk ist Gift. Selbsterständlich mußten wir diesen Satz mit besonderer Sorgfalt lernen. Schniedtchen ruhte nicht eher, als bis wir genau solche Mäulchen machen und den Mund genau so breit reißen konnte wie er. Nach drei Lehrstunden waren wir glücklich so weit. Ich weiß noch ganz genau, daß jeder von uns 43 Franzosen die gefährlichen Worte einmal deutlich vorsprechen mußte. Es war

aber auch ein zu schwerer Satz. Dafür wußten wir nun auch fürs ganze Leben: poisson sans boisson est poison. Und gerade dieser Satz gehörte zu den seltenen Übungsbeispielen, die nicht irgend eine wenig belangreiche Tatsache besagten, von Schwestern der Freunde und Frauen der Könige, sondern eine Lebensregel gaben. Und diese Regel ging uns, ganz so, wie Dr. Schniedtchen es wünschte, in Fleisch und Blut über. Keinen guten Rat meines Vaters, kein wohlmeinendes Wort meiner Lehrer habe ich mir so zu eigen gemacht, wie den kulinarischen Grundsatz des alten Ploetz. Für alle Zeiten wußte ich: Zu einem Fischgericht müsse getrunken werden. Müsse. Unbedingt.

Nun hatte ich einen Vater, der es nicht duldete, daß während der Mahlzeiten Wasser „geschlappert“ wurde. Er hielt es für ungesund und unnützlich. Und ich hatte auch nie das Bedürfnis gehabt, gegen diese Hausregel zu sündigen, bis — nun ja, bis wir eben die Lektion 12 im Ploetz durchnahmen. Bald darauf gab es bei uns einmal Fischfocelles zu Mittag. Wenn wir Fische aßen, durfte bei uns nicht geredet werden bei Tisch. Das war auch eins von Vaters ehernen Hausgesetzen. Besonders wir Jungvieh mußten den Mund halten. Nun wagte ich es doch: „Mutter!“

„Ruhe!“ rief der Vater.

„Ich möcht, Mutter —“

„Ruhe, befehl ich!“ kam es donnernd vom oberen Ende des Tisches her.

Da schwieg ich. Aber ich legte die Gabel beiseite.

Nun begann Vater selber: „Junge, warum ist du nicht?“

Ich schwieg. Denn ich glaubte, mir sei Unrecht geschehen. Ich hatte ja vorhin nur im Sinne, die Familie zu warnen. Poisson sans boisson . . . o Gott! o Gott!

„Duu!“ drohte der Vater dem Verstoßten. „Gleich nimmst du die Gabel und isst!“

Ich preßte meine Lippen zusammen.

„Soll ich erst böse werden?“ Auf Vaters Stirn zogen Wetterwolken auf. Ich kannte das. Aber mein Trotz, einmal erwacht, widerstand der Vernunft. Mutter sah Schreckliches kommen und sagte begütigend: „Nu, nu, nu. Er wird ja schon essen, Vater, laß mich nur —“ Und sie kam zu mir und streichelte mich, während Vater was vom Kinderverwöhnen in den Bart brummte. Wir hatten auch eine Erzieherin, die „Schrü“. Die schimpfte gleichfalls. Denn sie fand ja überhaupt, daß wir von den Eltern ganz falsch erzogen würden. Ich aber wurde, als Mutter so zärtlich zu mir war, weich und gefügig und begann, drauflos zu heulen: „Ihr habt euch ja alle vergiftet, Mutter! Und ich will mich nicht auch vergiften, Mutter, nicht, — nicht — auch —“

Und als der Vater, der solche Redereien in den Tod haßte, nun auch wieder drohendes Interesse an der Gelegenheit nahm, gab ich ruckweise all meine Weisheit von mir: den Ploetz und die Vokabeln und den Satz vom poisson sans boisson. Dann schimpfte der Vater. Aber nicht mehr auf mich.

Andern tags ging er zum Schniedtchen, in der Zehn- uhrpause. Er muß ihm die ganze Geschichte erzählt haben. Denn in der nächsten Stunde verbreitete unser Franzose sich über den Unterschied zwischen den pädagogischen Notwendigkeiten des Sprachunterrichtes und den praktischen des täglichen Lebens. Mich aber zupfte er mehrere Male etwas unsanft an den Ohren.

Und doch: Ich brachte ihn nicht mehr heraus aus meinem Kopfe, den Satz vom poisson sans boisson. Und man mag mir heute noch den delikatesten Steinbutt versetzen oder die zarteste Forelle, ich werde stets nach einem 1893 er verlangen oder nach einem alten Gewächs vom Moselstrande. Denn: „poisson sans boisson est poison.“

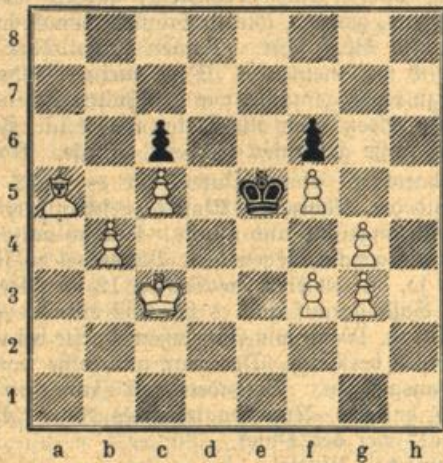
\* Unter diesem Titel ist in der Verlagsanstalt Reuß & Jtta, Konstanz am Bodensee, ein Bändchen Humoresken unseres beliebten Mitarbeiters erschienen, aus welchem wir obenstehende Probe entnehmen.

# Spiele und Rätsel.

## Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.  
Redigiert von H. Diefenbach.

### 17. Arnold Wallfisz. H. Diefenbach gewidmet.



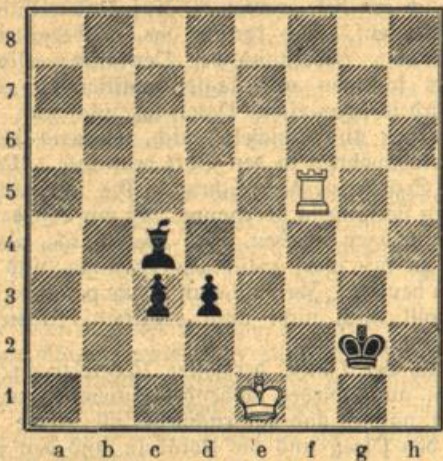
Matt in 7 Zügen.

Man lasse sich von den sieben Zügen nicht bange machen. Die Aufgabe ist nicht schwerer als viele Dreizüger.

### 18. W. Kennard.

Weiß: Ka7, Ta2, Sa6, Ba4. — Schwarz: Ka5, Bb5.  
Matt in 3 Zügen. — Leicht, aber recht gefällig.

### 8. Partie (Endspielstudie). O. Dehler in Blankenburg.



Weiß am Zuge macht remis.

- |                                                                                                                                      |                                                                                                                                                                                                                 |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Tf5—f2† Kg2—h3 (h1)<br/>Falls 1. . . . . Kg2—g3<br/>(g1) so 2. Tf2—c2. d3xc2<br/>und Weiß ist patt.<br/>2. Ke1—d1! . . . .</p> | <p>2. . . . . Kh3—g3<br/>Oder 2. . . . . Lc4—b3†;<br/>3. Kd1—c1, Lb3—c4;<br/>4. Tf2—c2 remis.<br/>3. Tf2—c2 Lc4—b3<br/>4. Kd1—c1 und, wenn Schw.<br/>den Turm schlägt, so ist<br/>Weiß patt. (Berl. Tagbl.)</p> |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

### Auflösungen.

Nr. 12. Blumenthal. (Kc2, Tb2, Sd6. — Kat, Lc5, Ba2. 4er.) 1. Tb4, Lxb4, 2. Sb7, ♞, 3. Sa5 bzw. c5; 1. . . . ., Lxd6, 2. Td4, ♞, 3. Td1†; 1. . . . ., ♞, 2. Sc4, ♞, 3. Sa5 bzw. d2.

Nr. 13. Steinitz. (Ke1, Tc6, Lg6, Se8, Be3. — Ke5. 3er.)  
1. Tc7, Kd5, 2. Lf5; 1. . . . ., Ke6, 2. Le4.  
Nr. 14. Falatz. (Kg1, Th8, Lf5, Bd2, e2, e4, g3, h4, h7.  
— Kh3, Bg4. 3er.) 1. Ta8, Kxg3, 2. h8D.  
Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. B., K. St.,  
A. Dl., R. R. u. Wdw. in Wiesbaden und K. Schwartz  
in Fulda.

## Bilderrätsel.



## Silbenrätsel.

a, au, bo, chi, de, de, den, er, i, il, lauch, maß, men, ne, ne, rah, re, rurg, stab, sü, ter, the, va.  
Aus obigen 23 Silben sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bedeutendes Ereignis eines benachbarten Bruderstammes ergeben. Die Worte bedeuten: 1. Oper, 2. weiblicher Vorname, 3. Planet, 4. Familienmitglied, 5. Küchenpflanze, 6. griechische Göttin, 7. Meßinstrument, 8. deutsche Stadt, 9. Himmelsrichtung, 10. ärztlicher Spezialist.

## Kastenrätsel.

Die Buchstaben a a a a a  
a a a b b e g h h h h i i i  
k k l l m m n n n n n n o  
o o o o r r r r r r t t t  
sind nach nebenstehender Figur so zu stellen, daß die Kreuze im Kasten bedeuten: 1. Land in Vorderasien, 2. Kurort in Italien, 3. Gottheit, 4. weiblicher Vorname. Die vier Wagerechten sind dann gleich den vier Senkrechten. Die an Stelle der Punktumrahmung richtig gefundenen Buchstaben zeigen in der Richtung der Pfeile je zweimal den Namen einer den Römern feindlich gesinnten Republik und deren Feldherrn.

## Homonym.

Gar lästig wird zur Sommerszeit  
Das Wort von uns empfunden,  
Es stört uns oft bei Tag und Nacht  
Die schönsten Ruhestunden.  
Zum andern aber nennt das Wort  
Uns einen deutschen Helden,  
Deß Taten noch in fernster Zeit  
Wird die Geschichte melden.

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 8.

**Bilderrätsel:** Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen. — **Wanderrätsel:** Schweiß, Schwein, Schwan, Schwanz. — **Diamanträtsel:** r, Ruf, Somme, Magazin, Rumänien, Brenner, Weide, See, n. — **Worträtsel:** Mode, Ode.